

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 42 (1937-1938)
Heft: 5

Artikel: O Tannenbaum ... : Erinnerung aus meiner Hauslehrerinnenzeit in Persien
Autor: Vogel, Elise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-313511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

O Tannenbaum . . .

Erinnerung aus meiner Hauslehrerinnenzeit in Persien

Meine dritte Weihnacht verlebte ich in der persischen Provinzstadt Hamadan, die 400 km von Teheran entfernt ist, und wo es weit und breit nicht einmal Föhren gab, die man als Christbäume hätte schmücken können. Frau Hildebrand sorgte aber beizeiten dafür, dass ihr Haus Weihnachten nicht ohne Baum feiern sollte. Anfangs November hielt sie sich für kurze Zeit in Teheran auf. Einem Angestellten Herrn Hildebrands, der auf dem Bureau in der Hauptstadt arbeitete, gab sie den Auftrag, ihr anfangs Dezember zwei Föhren nach Hamadan zu schicken. Wir wussten nicht, ob diese Bäume ankommen würden. Am 23. Dezember, Frau Hildebrand war ausgegangen, meldete mir der Diener Lutfullah leise geheimnisvoll: « Drächt amäd, d. h. die Bäume sind angekommen. » So viel verstand diese Mohammedanerseele von unserer Christbaumfeier, dass die Kinder dabei die grösste Rolle spielen und der Baum für sie vor dem Fest ein Geheimnis sei. Drum meldete er, die Kinder sollten sich jetzt irgendwo aufhalten, wo sie ihn nicht sehen würden, wenn er die Bäume durch den Garten ins Gewächshaus trage. Gerade einen Tag vor dem heiligen Abend waren sie auf einem Auto einer Transportgesellschaft angekommen und 400 km weit herumgerüttelt worden. Beide hatten viele abgeknickte Aeste. Von den Kindern unbemerkt, trug sie Lutfullah in die Küche. Dort vollzog sich die umständlichste Christbaumvorbereitung, die ich je erlebte. Der Koch hatte von der Hausfrau den ehrenvollen Auftrag bekommen, dem wüsteren Baum die Aeste abzusägen und an den schöneren, der durchaus nicht mehr schön war, anzunageln. Ich musste als Aufsicht dabeistehen. Alle schauten zu: Der Tischdiener Lutfullah, der Zimmerdiener Jädulla, die beiden Gärtner Schir-Aeli und Pascha, der Aushilfsdiener Hadji, des Kochs Gehilfe, der ein Seied, also ein Nachkomme des Propheten war, und Hussein, der Hühnerhofputzer. Der Koch drehte den zusammengenagelten Baum und fragte mich: « Inschu chub häst? » Ist es so recht? Zuletzt banden wir miteinander noch einen Ast mit grünem Perl garn an. Endlich schaute der christliche Baum einigermaßen anständig aus. Frau Hildebrand stellte ihn in den Erker des Salons. Die Kinder jubelten hell auf, denn keines hatte zuvor eine Ahnung von dem Baum gehabt, dessen Mängel im Lichteinschimmer verschwanden.

In Hamadan brannten noch andere Christbäume. Ich möchte sie Ihnen vorstellen.

Eine jungverheiratete Baslerin war an jener Weihnacht erst ein Vierteljahr in Persien. Anfangs November hielt sie sich mit ihrem Mann während einer Geschäftsreise auch in Teheran auf. Dort kaufte sie bei einem Gärtner eine Palme und brachte sie nach Hamadan mit. Sie wurde zum Christbaum. Weil die Frau die Kerzlein nicht auf den Palmblättern befestigen konnte, stellte sie auf dem Tischlein dieselben im Kreis drum herum. Nicht mancher Palme wird diese Ehre zuteil.

In Hamadan wirkte ein junges amerikanisches Missionsehepaar mit einem dreijährigen Mädchen. Herr Marker ist jetzt noch Missionsprediger und Lehrer. Dazumal übte er seinen Beruf noch nicht lange aus. In einer amerikanischen Großstadt war er vorher Kellner, bis zu seiner Berufung, Missionar zu werden. Seine Frau war die Tochter eines amerikanischen Arztes. Mit meinen beiden Schülerinnen besuchte ich ihre Sonntagsschule in Missis Markers Stube. Mister Marker trug in Hamadan noch als Missionslehrer sein Kellnergewand aus. Patricia, sein Töchterchen, bekam einen lustigen Christbaum. Ich sah ihn in der Zimmerecke stehen. Es war ein Oleander, der äusserst artig sein Kerzlein und ein paar Säckelchen aus farbigem Glanzpapier und ein wenig Wattenschnee trug. Die Stube war mit grasgrünen Papiergirlanden und den roten Stoffblumen eines alten Hutes von Frau Marker geschmückt. Alle Missionarskinder gestanden, Patricia hätte das schönste Weihnachtszimmer. Einem Oleanderchristbaum sieht man es an, dass er kaum weiss, wie er mit seinen klotzigen Blätterfingern, den zarten Schmuck, der doch für feine Nadeln bestimmt ist, halten muss und wie es ihm nicht wohl ist in Flitter und Tand, der woanders hingehört. Aber im Besuchsraum soll er jetzt einfach ein Christbaum sein, ob es ihm passt oder nicht. O, der Oleanderchristbaum und ich, wir verstanden einander gut.

Ich musste auch schon im Salon eine Rolle spielen, die mir gar nicht lag. Aber das Leben will es halt so, und der Oleander erfüllt seine Aufgabe.

Das Büblein des Schweizer Zahnarztes, der dazumal in Hamadan arbeitete, bekam auch einen Weihnachtsbaum. Es konnte noch nicht einmal reden, aber dafür auf dem Teppich von einem Stuhl zum andern rutschen. Seine Eltern konnten leider keinen Oleander auftreiben. Für Klein-Adolf stellten sie darum einige Zypressenzweige in ein irdenes Trinkwassergefäss, das wie eine Blumenvase aussah. Der Christbaum war fertig. Einmal, als Mutter nicht im Zimmer war, kroch der Kleine zur Ecke hin, wo sein Baum stand, packte ihn mit den Fäustchen und wischte damit glücklich den Bodenteppich, wie es der Diener Aeliekbär jeden Morgen zu tun pflegte.

Dem zweijährigen Amerikanerbüblein Toni William brachte das Christkind auch einen interessanten Baum. Zum Fest war die ganze europäische und amerikanische Kolonie eingeladen worden, etwa 25 bis 30 Personen. Das Festzimmer, in welches das Christkind den Baum hineingestellt hatte, war vorher von Frau Williams vollständig ausgeräumt worden. Weder Tisch noch Stuhl, gar nichts mehr stand darin. Das war fein. Alle Gäste konnten im Halbkreis um den Baum herumstehen, vorn die Kinder, hinten die Erwachsenen. Von der Schweizerkolonie waren bloss Klein-Dölfis Eltern, er selber, Hildebrands Töchterlein und ich vertreten, aber von der Missionsstation waren Arzt, Pfarrer, Lehrer und Lehrerinnen mit ihren Kindern anwesend. Wir schauten miteinander den Christbaum an. Es war eine grosse künstliche Tanne, wie man bei uns zuweilen kleine Exemplare in den Schaufenstern sieht. Ich freute mich von Herzen daran. Ich sag Ihnen, alle Äste waren exakt gleich lang und standen in genau gleichem Winkel vom Stamm weg. Bolzgrad erhob er sich. Die Ästelein trugen ziemlich schweres Spielzeug, ohne sich im geringsten zu senken, denn sie waren solid, äusserst solid. Die Freude an der Genauigkeit dieses Baumes werden Sie, liebe Leserinnen, nun sicher meiner Schulmeisterseele zuschreiben. Aber das Lobenswerteste dieses Baumes war, dass man ihn zusammenklappen konnte wie einen Schirm.

Ich erzähle nun von der letzten Sorte Christbaum, vor der ich in Hamadan mit besonderer Ehrfurcht stand, weil tiefe, echte Menschenliebe dieses System

erfunden hatte. Erfinderin war Miss Jones, eine Amerikanerin, die einzige sachverständige Missionskrankenschwester in der Stadt. Sie nahm aus dem Garten ein kleines kahles Laubbäumlein oder Sträuchlein und umwickelte alle Äste und Ästlein mit Watte. Dann sah niemand mehr, dass das Bäumlein vorher wie ein Besen ausgesehen hatte, sogar ein Mensch mit spärlicher Poesie merkte, dass das ein verschneites Tännchen war. Glänzende Kugeln und silberne Sternlein gab es auf der Missionsstation nicht. Miss Jones nahm farbiges Glanzpapier, das im Basar erhältlich war, machte Ketten und nette Papiersäckelchen daraus und hängte sie an das verschneite Wattenbesenchristbäumlein.

Die sechs verschiedenen Hamadaner Christbäume machen mich alle Jahre um diese Zeit herzlich froh. Alle Hochachtung davor! Das glauben Sie mir, dass die Triebkraft zu diesen Christbaumerfindungen sicher nicht das Verlangen nach Ruhm oder gar Geldverdienst war, sondern die Liebe allein. Ich stelle Ihnen alle nochmals nebeneinander.

1. Die zusammengenagelte Föhre.
2. Die Palme mit den Kerzlein auf dem Tisch.
3. Missionar Markers Oleander.
4. Dölfis Zypressenzweigbaum, der ein Wischer wurde.
5. Der Zusammenklappbare und der
6. Wattenbesenbaum.

Grad wie beim Menschen, so ist es auch beim Baum nicht so wichtig, ob er nach aussen ein bisschen mehr oder weniger hübsch sei. Das Gestell, will sagen das Aeussere, ist nicht die Hauptsache, sondern das Helle, das Frohe, das Leuchtende, das von einem ausgeht.

Die Christbäume lehrten mich, es gibt nicht nur eine äussere, es gibt auch eine innere Heimat. Die Christbaumerfinderinnen zeigen, dass sie in der Fremde ein Stück Heimat in sich haben. Diese Heimat ist vielleicht unser Bestes. Es ist das, was uns deutlich sagt: Das musst du tun, aus der tiefsten Tiefe deines Herzens musst du das tun. Mögen Zypressenzweiggestrauss- oder Wattenbesenbaum lächerlich erscheinen, was tuf's. Wir sind zu abhängig von allem Äussern, um unser Leben so zu gestalten, wie wir es im Grunde möchten. Aber suchen wir stets den Weg zu uns, und unsere innerste Heimat wird uns sagen, was die Hand jeweils tun muss.

Es gehört gerade zu unserer Aufgabe, zu unserer Frauenaufgabe, diese Heimat in der Fremde, diesen blühenden Garten im Ödland, dieses unser Ureigenstes zu pflegen und zu schützen gegen das Fremde. Elise Vogel.

Der Bk.-Schüler

Eine Buchbesprechung

Der Grund, warum ich über diese kleine und neueste Schülergruppe berichte, liegt darin, dass auch in unsern Normalklassen Schüler sitzen, die mit sich und der Umwelt, mit den Kameraden, oft auch mit dem Lehrer Schwierigkeiten haben, die von häuslichen Erlebnissen innerlich zerwühlt oder erschreckt sind und denen zu helfen schon wegen der grossen Schülerzahl und dem Pensum in unsern vollbesetzten Schulklassen unmöglich ist.

Aus diesem Bedürfnis heraus würde im verflochtenen Jahrzehnt die Beobachtungsklasse (Bk.) geschaffen, wie sie in Zürich, Basel, Genf, St. Gallen und Lausanne besteht, welche die «Erfassung und Umerziehung von Schulkindern